In Jesu Namen!

(Zum 5. Januar).

In Jesu Namen!
In diesem Namen sei der Streit begonnen,
In dessen Glanze wir uns alle sonnen,
Für den der Zeugen Blutquell einst gesprungen,
Den laut verherrlicht der Bekenner Zungen,
Der milden Balsam kennt für alle Wunden,
Von dessen Hauche wunderbar gesunden
Die Kranken und die Blinden und die Lahmen:
In Jesu Namen!

In Jesu Namen!
In diesem Namen hebt die Hand, zu schwören:
Wir wollen fürder nicht den Lockruf hören
Der Welt, der lügenschimmernden Sirene;
Zum Himmel sich der Seele Flügel dehne;
Die Rechte kühn des Glaubens Schwert umfasse
Und selbst im Tod es nimmer sinken lasse;
Die Linke streue guter Werke Samen
In Jesu Namen!

In Jesu Namen!
In diesem Namen laßt uns Fehde künden
Auf ewig dieser Welt und ihren Sünden;
Der Welt, die Ihn vom Throne hat gestoßen
Und drauf das Laster hob, geschmückt mit Rosen.
Der Lüge Krieg im Namen Seiner Wahrheit
Und Krieg der Nacht im Namen Seiner Klarheit!
Doch Friede allen, die zu streiten kamen
In Jesu Namen!

In Jesu Namen!
Demütig fest sei dieser Spruch gesprochen,
So oft die Herzen heiß im Kampfe pochen;
So oft das Schwert wir für die Wahrheit schwingen,
So oft wir beten, leiden, Opfer bringen!
Erhebt die Hände, laßt es uns beschwören:
Wir wollen unserm Meister ganz gehören,
So wahr im Tod er einst uns helfe. Amen.
Preis seinem Namen!

Entnommen aus Franz Eichert „Wetterleuchten". Verlag: Tyrolia A.-G., Innsbruck-Wien-München.

Sie hing an seinem Arm, und nach wenigen Minuten standen sie vor einem Kontorhaus. Jetzt erst betrachtete sie ihn, sah von unten an ihm herauf und wollte ihre kleine Handtasche öffnen, sah ihm dann aber ins Gesicht und gab ihm darauf die Hand, und Stahmer sagte plötzlich mit bebender Stimme, in der gar keine Hoffnung, nur Sehnsucht und Bitte war: Darf ich Sie einmal wiedersehen?"

Und das Mädchen war nicht erstaunt, sondern sie musterte ihn mit einem langen, klugen Blick und sagte: „Ja, begleiten Sie mich um fünf nach Hause, wenn Sie wollen!"

Den Tag über war Werner Stahmer wie in einem Rausch. Um vier Uhr stand er schon vor dem Haus. Um fünf kam sie.

Sie ging neben ihm, hübsch und elegant, ohne sich seiner zu schämen. Und Werner Stahmer erzählte sein Schicksal ... „und dann war ich mutlos und habe mich treiben lassen, um langsam zu versinken in diesem unbarmherzigen Strudel ..."

Sie blieb stehen wie mit einem Ruck, sah ihn groß an und sagte ohne einen Funken Wärme: „Hier bin ich zu Hause. Wenn ich es so gemacht hätte wie Sie, dann wäre meine Mutter verhungert."

„Darf ich Sie wiedersehen ... ich ..."

Sie schnitt ihm das Wort ab. „Ja, wenn Sie Ihren Mut, Ihre Männlichkeit und ihre Selbstachtung wiedergefunden haben."

Sie ging langsam die Treppe hinauf. Werner Stahmer stand reglos und sah ihr nach. Da drehte sie sich um und ihr Gesicht leuchtete weich und zärtlich, und sie lachte einmal sanft und freundlich und rief mit ganz anderer, fraulicher Stimme: „Auf Wiedersehen ..."

Werner Stahmer ging durch die erleuchtete Stadt. Vor seinem Hirn tanzten die Worte: Selbstachtung, Mut! In seinem Herzen zitterte das Erlebnis nach. Und überall war ihr Bild: kastanienbraunes Haar, klare helle Augen, ein weicher, süßer Mund, der zu ihm gesagt hatte: „Auf Wiedersehen ..." Der seine ganze philosophische Resignation vernichtet hatte. Es mußte doch auch für ihn in diesem rastlos schaffenden, von Arbeitsgier erfüllten Leuchtkessel einen Platz geben. Vielleicht hatte er zu früh die Hoffnung verloren. Vielleicht gab es einen Weg. Vielleicht? Nein, bestimmt würde er sie wiedersehen.

„Ich muß sie wiedersehen, ich muß wieder nach oben, ich will, ich glaube fest daran!" Das waren seine letzten Gedanken, als er in seiner kalten, unmöblierten und unbezahlten Dachkammer einschlief.

„Tankwärter sofort gesucht."

Niemals zuvor hätte Werner Stahmer es gewagt, sich als „Tankwärter" zu bewerben, denn er hatte keine Ahnung von dem Handwerk. Heute aber ging er siegesgewiß in das Büro.

„Zeugnisse?"

„Hier."

„Sie sind ja nie in der Branche tätig gewesen."

„Nein, aber ich weiß mit allem genau Bescheid." Werner Stahmer war selbst erstaunt, wie selbstbewußt er sich gab.

„Na, gut. Hauptsache, Sie sind zuverlässig in der Abrechnung. Sie können heute nacht um zehn Uhr anfangen."

Stahmer mußte sich beherrschen, um nicht jäh aufzujubeln.

Er rannte fast bis zur nächsten Tankstelle.

„Kollege, du mußt mir helfen!" Und er vertraute sich einfach dem fremden Tankwärter an.

Dieser, ein netter, alter Mann, schmunzelte und sagte: „Also paß mal auf ..."

In derselben Nacht trat ein tüchtiger Tankwärter seinen Posten an.

In vier Wochen erhielt Werner Stahmer sein Gehalt: 210 Mark.

Werner Stahmer hatte sich frei genommen, und Punkt fünf stand er vor dem großen Kontorhaus.

Als das Mädchen ihn sah, ging über ihr Gesicht ein stilles, strahlendes Frohlocken, und sie ließ ihm ihre Hand. Sie verbrachten ein paar Stunden zusammen, die schönsten, die sie beide erlebt hatten.

Acht Tage später sagte Edith plötzlich: „Kannst du Französisch schreiben, korrespondieren, sprechen?"

„Ja, Edith."

„Ich habe mit meinem Chef gesprochen, ihm von dir erzählt. Du kannst dich morgen vorstellen. Er verläßt sich in allen solchen Dingen auf mich."

An diesem Abend küßten sie sich zum ersten Mal.

Werner Stahmer wurde Leiter der französischen Korrespondenz-Abteilung, und Edith arbeitete als Privatsekretärin des Chefs in derselben Firma.

Was war natürlicher, als daß sie sich verlobten!

Werner Stahmer aß am Abend immer bei Ediths Mutter. Und manchmal, wenn er sich so umsah, fühlte er, daß er eine Heimat hatte und ein geliebtes Wesen kannte. Und dann begriff er gar nicht den bösen, grausamen Traum der letzten zwei ewigen Jahre.

„Und ich dachte schon, ich wäre ganz verloren, Edith!"

„Ich glaube, niemand ist verloren, Werner, wenn er den großen Glauben und den festen Willen hat. Glauben und Mut, ein bißchen Glück und Viel Liebe, Edith." —

Sinnspruch

Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 1 | Sonntag, den 5. Januar | Jahrgang 1930

Fest der Erscheinung des Herrn (6. Jan.)

In einer Predigt auf dieses Fest erwähnt der hl. Johannes Chrysostomus, Patriarch von Konstantinopel († 407), die Tatsache, daß viele Christen die kirchlichen Feste mitfeiern, die Namen derselben kennen, aber deren Geschichte und Veranlassung nicht wissen. Er sucht dann seinen Zuhörern den Unterschied zwischen dem kurz vorher gefeierten Weihnachtsfest, das man vielleicht, eher als „Erscheinung des Herrn" bezeichnen möchte, und dem Dreikönigstage klar zu machen. Bei seiner Geburt, so erklärt der Heilige, erschien Christus nicht öffentlich und vor allen, sondern nur wenigen Personen, noch weniger wurde seine Gottheit dabei offenbar, so daß Johannes noch bei der Taufe im Jordan ausrufen konnte: Er steht mitten unter euch, und ihr kennet ihn nicht. Von der Taufe an dagegen wurde seine Gottheit allen offenbar; darum trage das Fest, das zu Ehren der Taufe Jesu gefeiert werde, den Namen Epiphanie d. h. Erscheinung (Offenbarung) des Herrn. In der Tat begeht auch heute noch die Kirche des Morgenlandes als Hauptfestgeheimnis des heutigen Tages die Taufe im Jordan. Das kirchliche Leben hält sich nicht innerhalb der Kirchenmauern; in Prozessionen begibt man sich in der Frühe des Tages bei Fackelschein, an Flüsse und Seen, worin nach Segnung des Wassers jeder in das Wasser taucht, auch von dem gesegneten Wasser schöpft und mit nach Hause nimmt. Bereits Chrysostomus berichtete in der angeführten Predigt von diesem Brauche, wobei er als wunderbare Erscheinung anführt, daß Christen jenes geweihte Wasser jahrelang aufbewahrten, ohne daß es in Fäulnis geriet.

In der abendländischen Kirche hat sich besonders seit den Zeiten des hl. Augustinus († 430) als Hauptgedanke der Festfeier die Offenbarung Christi an die Heidenwelt bei der Anbetung durch die Weisen aus dem Morgenlande herausgebildet. Nicht weniger als sechs Predigten auf diesen Tag sind uns vom heiligen Augustinus aufbewahrt. Dagegen finden sich in einem von Polemnus Silvius, Bischof von Sitten, zwischen 435 und 455 zusammengestellten Kalender als Hauptgedanken des Epiphanienfestes angegeben: Taufe Christi im Jordan, Anbetung des göttlichen Kindes durch die Weisen, Jesus erstes Wunder in Cana. Mit Bezug auf die letztere Tatsache wurde das Fest auch manchmal Theophanie, d. h. Gottes Erscheinung oder Offenbarung genannt, weil hierbei der Heiland selbst sich als Gott bewiesen habe. Im Mittelalter erinnerte der Antiphon zum Benedictus und mit Umstellung der Reihenfolge in der Antiphon zum Magnificat: „Heute wurde die Kirche mit dem göttlichen Bräutigam verbunden: da Christus im Jordan ihre Sünden abgewaschen, die Weisen mit Geschenken zum königlichen Hochzeitsfeste (ihrer Berufung zum wahren Glauben) eilten, und die Gäste an dem in Wein verwandelten Wasser sich freuten."

Albrecht Dürer: Anbetung der drei Könige

Man deshalb auch gerne an diesem Tage an andere Wunder Jesu, wie die wunderbare Brotvermehrung, die Auferweckung des Lazarus.

Wir haben also am Feste der Erscheinung des Herrn ein Kollektivfest zu feiern, eine Erinnerung an verschiedene Tatsachen aus dem Leben des Erlösers, durch welche er sich als Erlöser, als Gott offenbarte und anerkannt wurde. Wenn auch in der Meßfeier nur die Anbetung der Weisen erwähnt wird, so geschieht der Taufe Jesu Erwähnung in der hl. Messe am Oktavtag, und des ersten Wunders am Sonntag nach der Oktav. In dem kirchlichen Chorgebet aber wird an verschiedenen Stellen auf das dreifache Objekt der Epiphaniefeier hingewiesen, so in

Drei-Königs-Tag

Weise hörten einst die Mär,
daß ein Kind geboren wär,
das der Erde König sei! —
Zogen aus der König drei,
dieses heil'ge Kind zu grüßen —
sanken still zu seinen Füßen,
aller Pracht und Weisheit bar,
da des Kindes Sendung Gnade,
und sein Reich — die Liebe war! —

Die heiligen drei Könige

Legendäres und Historisches von Hans Winter.

Wie die christliche Legende berichtet, gab Gott in der Geburtsstunde Christi den drei Königen aus dem Morgenlande ein Zeichen, aus welchem sie erkennen konnten, daß Großes auf Erden geschehen sei. König Kaspar von Saba besaß einen zahmen Strauß, der gerade über zwei Eiern brütete. Zur selben Zeit, als in Bethlehem der Erlöser das Licht der Welt erblickte, gingen aus den Straußeneiern ein Löwe und ein Lamm hervor. König Balthasar von Tharsus zog in seinem Garten ein seltenes Bäumchen, welches er besonders liebte. Aus der prächtigsten Blüte schlüpfte ein Vogel, so rot wie ein Rubin, der mit menschlicher Stimme die Geburt des Heilandes verkündete. Dem König Melchior von Arabien endlich wurde ein Knäblein geboren, das sofort reden und auf den Füßen stehen konnte. Es hob seine Hände gegen den Himmel und sprach: „Heute hat die Magd Gottes ein Kindlein geboren; das hat sie aus eines Engels Munde und vom heiligen Geiste empfangen. Dieses Kind wird 33 Jahre leben. Dies ist so wahr, als ich nach 33 Tagen sterben werde." Und das Knäblein starb wirklich, wie es gesagt hatte, nach 33 Tagen. Auf Grund dieser Zeichen beschlossen die Könige, ihre Heimat zu verlassen, um den Ort des eingetretenen Weltereignisses zu suchen. Als sie den leuchtenden Stern sahen, der über Bethlehem strahlte, begriffen die in der Sternkunst hocherfahrenen Könige das ihnen abermals gegebene Zeichen und zogen dorthin, wo sie das göttliche Kind anbeteten, und ihm nach Sitte ihrer Länder köstliche Geschenke verehrten.

Nach der Ueberlieferung wurden die drei Könige später von dem Apostel Thomas getauft und erhielten dabei diejenigen Namen, unter denen sie heute bekannt sind. Ihre Gebeine wurden von dem Kaiser Konstantin nach Konstantinopel gebracht, von wo sie der heilige Eustorgius bald hernach nach Mailand schaffte. Die christliche Legende hat sich auch dieser Reliquienüberführung bemächtigt. Sie erzählt, der heilige Eustorgius habe die drei Körper auf einen Karren gelegt, der mit einem Ochsen bespannt war, und trat die Reise von Konstantinopel nach Italien an. Unterwegs fraß ein Wolf den Ochsen auf, aber der Heilige zwang den Wolf, an Stelle des gefressenen Tieres den Karren zu ziehen. Als Eustorgius bis zum Brunnen des heiligen Barnabas in Mailand gekommen war, wurde der Karren plötzlich so schwer, daß er trotz aller Anstrengungen nicht weiter gebracht werden konnte. Man verstand den Wink des Himmels, und auf Betreiben des hl. Eustorgius wurde eine Kirche erbaut, in der die Ueberreste der heiligen drei Könige bestattet wurden. Sehr lange durfte sich die Stadt Mailand allerdings des Reliquienschatzes nicht erfreuen, denn Kaiser Friedrich I. ließ, als er 1162 die rebellischen Bewohner dieser Stadt züchtigte, die heiligen drei Könige nach Köln überführen. Bischof Reinhold nahm sie in Empfang und legte ihre Gebeine in einen silbernen, mit Edelsteinen verzierten Sarg, dem er im Kölner Dome einen Ehrenplatz anwies.

In Mailand wieder hat sich jahrhundertelang ein Fest erhalten, welches dem vorübergehenden Besitze der Gebeine der heiligen drei Könige seinen Ursprung zu verdanken hatte. Am Gedächtnistage der drei Weisen aus dem Morgenlande zogen alljährlich drei kostbar gekleidete Männer zu Pferde und von einem glänzenden Gefolge begleitet, unter dem sich reich beschirrte Kamele und phantastisch herausgeputzte Affen befanden, zur Sankt Lorenzokirche, unter deren Säulen der König Herodes, von zahlreichen Kriegsleuten und anderem Volke umgeben, saß. Von da zogen alle zur prächtigen Krippe, in der dem heiligen Eustorgius geweihten Kirche Ganz Mailand nahm an diesen Umzügen teil.

Die Frage, ob das italienische Dreikönigsfest den Weg in unsere Heimat fand, oder ob ähnliche Veranstaltungen bei uns aus eigenem Antriebe entstanden, ist nicht zu entscheiden. Gewiß ist es aber, daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in vielen Städten Deutschlands ebenfalls Dreikönigsumzüge stattfanden, die zum Teil schon karnevalistisches Gepräge trugen und an denen sich das ganze Volk beteiligte. Wahrscheinlich ist dies eine verweltlichte, ursprünglich kirchliche Sitte. Im frühen Mittelalter brachte die Geistlichkeit die Geschehnisse des Dreikönigstages innerhalb der Kirchenmauern zur Darstellung, gerade so wie es auch mit der Leidensgeschichte Christi geschah. Drei Priester, mit Kronen geziert, traten aus verschiedenen Richtungen vor den Altar. Der in der Mitte zeigte mit einem Stabe auf einen oberhalb des Altars angebrachten Stern und sang ein Lied. Die beiden anderen antworteten auf gleiche Weise, worauf sich alle drei umarmten. Nun kamen die Kirchenbesucher mit Lichtern in den Händen zu den Königen und besteckten einen Leuchter in Gestalt eines Sternes mit ihren Kerzen. Am Schlusse der Feier zogen alle zu einem in der Kirche befindlichen Muttergottesbilde u. legten dort irgend eine kleine Gabe für die Armen nieder. Später wurde diese in einfacher und würdiger Form gehaltene kirchliche Sitte verweltlicht, ihr Schauplatz wurde aus der Kirche entfernt und nach dem Markt oder sonst einem öffentlichen Platz verlegt, und nun bildeten sich die bekannten Dreikönigsspiele aus, die mit kaum geringerem Eifer und kaum geringerer Liebe gepflegt wurden wie die Passionsspiele und sich mitunter förmlich zu einer weltgeschichtlichen Schau entwickelten, die von der Vertreibung der Stammeltern aus dem Paradiese bis zur Anbetung des göttlichen Kindes durch die heiligen drei Könige reichte.

Der Krippengang

Von Maria Koch.

Das war heute eine der größten Freuden für die kleine Martha, als die Mutter sie mit zur großen Krippe in die Kirche nahm. Zwar hatte das Christkind den leuchtenden Lichterbaum gebracht, aber ein Kripplein stand nicht darunter. Da hatte die Mutter der Kleinen versprochen, sie mit in die nahe Kirche zu nehmen.

Es dämmerte draußen, und die Gläubigen kamen schon aus der Nachmittagsandacht nach Hause. Die Mutter ging mit Absicht in die stille, einsame Kirche. Da konnte das Kind fragen, was sein Herz begehrte.

In der Kirche war es dunkel. Nur an der Krippe brannte ein heller Stern von der Decke. Der beleuchtete die liebliche Gruppe, die da um das Himmelskind versammelt war.

„Sieh, Mütterchen, der Strahl geht gerade auf das Jesuskindchen, daß man es gut sehen kann. Wie es da auf dem harten Stroh liegen muß! Da wird es gewiß frieren!"

„Das ist der Wunderstern von Bethlehem. Der ging in jener ersten Weihnachtsnacht am Himmel auf mit einem langen leuchtenden Schweif und blieb über dem Stall stehen, so das Kindlein geboren werden sollte. Er leuchtete auch den Hirten auf dem Felde, daß sie den Weg zur Krippe finden konnten. Und den heiligen drei Königen hat er den weiten Weg durch die Wüste bis nach Bethlehem vorangeleuchtet."

„Das ist die heilige Mutter Maria, die da bei dem Kindchen kniet, nicht, Mutter? Warum kniet sie denn da und faltet die Hände?"

„Sie betet ihr Kindlein an, denn sie weiß, daß es Gott ist."

„Woran kann sie das denn sehen?"

„Sehen kann sie das gar nicht. Sie muß das glauben. Ein Engel vom Himmel hat es ihr gesagt. Darum beten wir, wenn es zu Mittag und Abend läutet: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft, d. h. die Nachricht vom Himmel, daß sie Mutter Gottes werden sollte."

„Wer ist denn der alte Mann, der dabeisteht mit der Laterne in der Hand?"

„Das ist der Nährvater des Jesuskindes oder sein Pflegevater. Sein richtiger Vater, der war im Himmel. Damit das Kind hier auf der Erde aber auch jemand hatte, der es versorgte und ernährte, deshalb hat der liebe Gott zum heiligen Joseph gesagt, er soll die Mutter und das Kindlein zu sich nehmen. Das war eine große Freude für den heiligen Joseph."

„Und sieh mal, Mutter, da kommen alle Hirten angelaufen mit ihren Schäfchen. Das kleine legt sich vor die Krippe; dies guckt neugierig, was da eigentlich vorgeht. Und der Hirtenknabe bläst auf einer Flöte."

„Die frommen Hirten, Martha, durften in der Weihnachtsnacht zuerst das Kindlein sehen und anbeten. Ein Engel flog zu ihnen auf das Feld, wo sie bei der Herde schliefen. Der sagte: „Eilet schnell in den Krippenstall, da werdet ihr was Wunderbares sehen."

Da rieben sie sich ihre verschlafenen Augen, und so rasch sie ihre Füße tragen konnten, waren sie im Stall, wo sie das Kind in der Krippe fanden. Sieh mal, wie es die lieben Hirten anlächelt, die ihm allerlei gute Sachen mitgebracht haben."

„Und da, da kommen noch Kamele, Mutter. Und ein schwarzer Mann ist auch dabei."

„Das sind die heiligen drei Könige aus dem Morgenland. Die waren reich und kamen viele Wochen gereist mit ihren Schätzen, die sie dem Gotteskind schenken wollten. Sie hatten alle Kamele vollgeladen und mußten auch selber oft darauf reiten, weil der Weg sehr weit war."

„Ach, Mutter, da freute sich aber das Jesuskind, und die Könige waren gewiß auch froh, als sie es gefunden hatten."

„Am fröhlichsten waren sie, als das Jesuskind sein kleines Händlein hob und sie segnete. Auch wir wollen uns jetzt von ihm segnen lassen. Da wollen wir es aber zuerst anbeten:

Dich, o Jesus, bet' ich an,
wie die Weisen es getan.
Gold und Schätze kann ich nicht
bringen vor dein Angesicht.
Aber meines Herzens Gold
schenk ich dir, o Jesu hold.
Nimm mein ganzes Herz für dich
und besitz' es ewiglich.

Nun wollen wir ganz still einen Augenblick hinknien, dann segnet uns das Jesuskind auch. So, nun nehmen wir seinen Segen mit nach Hause. Dann schlafen wir fein und träumen von dem schönen Krippenkind."

Unsere Wege wollen wir — nun in Jesu Namen gehen; — geht uns dieser Leitstern für, so wird alles wohl bestehen — und durch seinen Gnadenschein — alles voller Segen sein.

---

* Entnommen dem Werke „Koch, Der heilige Garten". 118 Seiten, Leinen geb. 3.50 RM. Verlag der Kath. Schulorganisation Deutschlands Düsseldorf.

Vom Strom der Liebe

Von Marga Thome.

In der Weihnachtszeit ist es mir immer, als leuchte ein geheimer Glanz auf, der sonst verborgen ist. Und ich denke, daß dieses Leuchten von dem stillen Strom der Liebe herrührt, auf dessen Sang gerade in den Tagen der Weihnachtszeit die Menschen mehr lauschen als sonst. Er nimmt ihre Herzen gefangen und hat die Kraft, ihr Innerstes zu enthüllen: das unendliche Verlangen nach Liebe, das in jedem schlummert. Und wenn ihr fragt: woraus ist dieser wundersame Strom denn gebildet, so sage ich: aus all den stillen und verborgenen Worten und Taten der Liebe, an die keiner denkt und die vergessen scheinen und die doch unsterblich sind, weil sie Licht vom Lichte dessen, der die Liebe ist.

Dämmerstunde ist es, und ich sitze am Fenster und sinne dem verborgenen Strom der Liebe nach. Da weichen auf einmal Jahre von mir. „Wo ist denn das Körbchen, Madlen?" höre ich meine Mutter fragen.

Madlen, die Waschfrau, hält einen Augenblick in der Arbeit ein. Eine leichte Verlegenheit malt sich in ihrem blassen Gesicht, als sie sagt: „Wahrhaftig, ich habe ganz vergessen, es mitzubringen."

„Es ist nicht schlimm," begütigte meine Mutter, „wir können es ja holen lassen".

Ich stehe an der Waschbütte und „helfe" der Madlen. Ich mag sie gut leiden, denn Sie jagt mich nie weg wie die alte Christine das stets tat, die immer behauptete, kleine Mädchen könnten überhaupt nicht waschen, die hinderten nur.

Die Madlen tat das nicht. Die war immer freundlich und ließ einen ruhig gewähren. „Sie ist wirklich eine gute Frau," hatte meine Mutter vor kurzem noch gesagt. Mutter hatte gemeint, ich höre es nicht. Aber kleine Mädchen haben ihre Ohren stets da, wo keiner es vermutet. Und so hörte ich auch, wie Mutter hinzufügte: „Sie ist viel zu schade für ihren Mann. Alles tut sie für ihn und zum Dank schlägt der Lump sie, wenn er betrunken ist."

Das geht mir durch den Sinn, als die Mutter von dem Körbchen spricht, das sie am Abend der Madlen wieder gefüllt mitgeben will. „Ich hole das Körbchen", rufe ich, und schon bin ich zur Türe hinaus. Was mich treibt, ist die Neugierde. Ich will doch mal sehen, was der Mann der Madlen jetzt tut.

Ich renne durch die Gassen, und atemlos komme ich an Madlen's Häuschen an. Rasch die Stubentür aufgeklinkt. Da sitzen vier Männer am Tisch und spielen Karten. Vor ihnen steht ein Krug Apfelwein. Sie trinken und fluchen und bemerken mich nicht. Ich nehme all meinen Mut zusammen und sage laut: „Ich will das Körbchen holen."

Da steht der Mann der Madlen auf und kommt unsicher durch die Stube. „Das Körbchen, ja, ja", redet er. „Die Madlen soll sorgen, daß wieder was hineinkommt." Er lacht und holt das Körbchen aus einer Ecke. Er hat einen gelblichweißen Bart und nur ein Auge. Man kann sich vor ihm fürchten. Ich reiße ihm das Körbchen aus der Hand, und fort bin ich.

„Madlen, Madlen", keuchte ich daheim. „Karten spielen sie in eurer Stube, Dein Mann und noch drei andere. Sie trinken Apfelwein und rauchen."

Die Madlen versuchte zu lächeln. „Ja, siehst Du," sagt sie, sie müssen sich schon mal die Zeit vertreiben, wenn sie keine Arbeit haben."

Aber ich höre gar nicht auf die entschuldigenden Worte. „Madlen," stoße ich heraus, „Du bist viel zu schade für den Lump. Du schaffst für ihn, und er schlägt Dich."

Madlen schweigt eine Weile. Dann sieht sie mich mit ihren guten Augen an und sagt: „Wäre es denn besser, er hätte keinen, der für ihn sorgt? Er hat viel ausgehalten und gearbeitet, als er jünger war. Erst nachdem er das Auge verloren hatte, war er nicht mehr wie sonst."

Ich finde, daß die Sache nun doch schon anders aussieht. Aber daß er die Madlen schlug, das konnte ich ihm nicht verzeihen.

„Du bist doch zu gut für ihn," beharrte ich.

Die Madlen lächelt: „Man ist nie zu gut. Und Du mußt auch nicht denken, daß irgend etwas Liebes, das man einem tut, verloren ist."

Aus dem Leben

Am Herde sitzt in stummen Schmerzen
Der Vater hier, die Mutter dort;
Entfremdet hatten sich die Herzen,
Sie tauschten lang kein liebend Wort.

Da kommt ihr Kind herbeigesprungen
Und „Vater!" ruft's mit weichem Laut:
Es hat sich auf sein Knie geschwungen
Und traurig ihm ins Aug' geschaut.

An seinen unschuldsvollen Blicken
Ist bald das Vaterherz erwarmt;
Er kann die Tränen kaum ersticken
Und hält den Kleinen fest umarmt.

Hinüber nun zur Mutter springt es
Und schmiegt das Köpfchen an ihr Knie;
Ihr halberkaltet Herz bezwingt es,
Und nassen Auges lächelt sie.

Wie nun das Kind hüpft auf und nieder,
Begegnet sich ihr Blick voll Harm,
Und sieh, die Lieb' entflammt sich wieder,
Sie liegen sich versöhnt im Arm.

A. Stöber.

Wie die Geschichte der Madlen weiterging, weiß ich nicht mehr. Nur das weiß ich noch, daß sie ihrem Manne bis zu seinem Tode in treuer Liebe beistand und daß sie jetzt lange schon irgendwo in einem vergessenen Grabe liegt.

Fragt ihr, warum ich dies erzähle? Nun denn, sagte ich nicht, daß ich in der Dämmerung sitze und dem verborgenen Strom der Liebe nachsinne? Und war die Madlen nicht eine von jenen, die in der Stille ihre Glut ausstrahlen und zu jenem Strome fließen lassen, darin alle Liebe zusammenrinnt, die die Menschen für verloren und nutzlos halten? Und die doch unsterblich ist und immer wieder an die Herzen der Welt pocht.

Dieses aber ist mein Weihnachtsglaube: letzten Endes wird die Liebe doch den Sieg davon tragen. Denn in ihr ist Kraft von Gottes Kraft, und ihrer Macht beugen sich alle Herzen.

Gott sieht den Menschen nicht als den,
der er gewesen, sondern als den,
der er ist in diesem Augenblick.

---

* Entnommen dem Werke „Thome, Mutterland". 185 Seiten, 2.50 RM. Verlag der Kath. Schulorganisation Deutschlands, Düsseldorf.

Niemand ist verloren . . .

Von Hans Erasmus Fischer.

Der Wind pfiff scharf und kalt durch die eiskalte Luft, und Werner Stahmer fuhr zusammen, klappernd und zitternd, denn er trug einen hellbraunen, dünnen, verschlissenen Sommermantel. Dieser Mantel allein war Symbol genug für sein Leben: vor zwei Jahren hatte er zwischen einer Galerie anderer Mäntel im Warenhause gehangen, dann war er, mit einem weißen, koketten Taschentuch verziert, sommers über den Kurfürstendamm spaziert, und jetzt wehte er, farblos, zerknittert, ein Stück dünnen Plunders, in den Wind, der aus allen Zugangsstraßen über den Potsdamer Platz fegte.

Werner Stahmer war vor zwei Jahren abgebaut worden, das war heutiges Schicksal so manches Bankbeamten. Als man ihm die Kündigung schonend beigebracht hatte, war er zwar sehr ernst geworden, aber er blieb voll Zuversicht. Warum sollte ein tüchtiger, fleißiger, ehrgeiziger junger Mann von sechsundzwanzig Jahren mit den allerbesten Zeugnissen und Fähigkeiten nicht optimistisch sein? Eltern und Verwandte hatte Werner Stahmer nicht mehr. Krieg und Inflation hatten in seiner Familie furchtbare Opfer gefordert. Ein tragischer Grund, weshalb Werner Stahmer schon so gereift, so weit, ja fast abgeklärt für sein Alter war. Ein tragischer Grund auch, daß er keinen Sinn hatte für die fröhliche, unbekümmerte Leichtigkeit der Jugend, für durchzechte und durchtanzte Nächte, für Flirts und Abenteuer. Gewiß, wenn er sich genug gespart haben würde, dann wollte er heiraten, aber welche Reichtümer konnte man sich von einem Monatsgehalt von 345 Mark zurücklegen? Immerhin verfügte Werner Stahmer an dem Tage seiner Entlassung über ein kleines Reservekapital von 890 Mark. Das würde ihm, glaubte er, schon bis zu einer neuen Stellung durchhelfen.

Und dann begann das Elend der Stellensuche, dieses grausame, ewige Schwanken zwischen Hoffnung und Enttäuschung, dieses zermürbende und demütigende Warten und Abgewiesenwerden. Monate waren vergangen, Sommer und Winter. Werner Stahmer war aus der Gegend des Bayerischen Platzes bis zum Alexanderplatz gezogen, etappenweise, vom Westen in den Norden. Das strahlende Licht der Hoffnung war trübe, flackernd, stumpf geworden, bis es ganz erlosch.

Werner stand manchmal stundenlang in den großen, wühlenden Zentren des Berliner Verkehrs. Er liebte diesen wilden, brausenden Strom, der so vielfältig war, daß man immer denken konnte, irgendwo trieb auch in ihm das Glück.

Er sah die Menschen kommen. Die meisten hatten schlechtgelaunte Gesichter, weil sie immer wieder hinein mußten in die Tretmühle des Alltags. Sie ahnten ihr Glück nicht.

Ein Mädchen sprang die Treppen der Untergrundbahn herauf. Mit federndem Sprung übersprang sie die Treppen. Wie jung und voll Kraft sie ist, dachte Stahmer.

Da glitt sie aus und fiel mit aller Wucht auf die Treppen, schrie leise auf, riß sich zusammen.

Werner Stahmer war neben ihr, half ihr hoch. Ihr Knie war aufgeschlagen und blutete, der dünne Seidenstrumpf war zerplatzt. Sie humpelte an seinem Arm die Treppen hinauf mit zusammengebissenen Lippen. Werner Stahmer fühlte ihren weichen Arm, ihre kleine Hand, sah ihr schönes, regelmäßiges Gesicht und kam sich zum erstenmal grausig und ausgestoßen vor.